

## Nirgends kommt der Frühling wie an diesem Ort

**Liebe** Indriði Thorsteinssons „Taxi 79 ab Station“ zeigt ein Land im Wandel. Von Astrid Braun

Island in den fünfziger Jahren: amerikanische GIs sind auf der Insel stationiert. Sie bringen viel Alkohol mit, andere Moralvorstellungen und einen Vorge-schmack der Moderne, in der Mobilität und Arbeit, Gier und Ausbeutung eine tückische Allianz bilden. Ein Mann und eine Frau verdingen sich, Ragnar als Taxifahrer, Gogo als Edelprostituierte. Der junge Ragnar verkörpert den verlorenen Sohn vom Land, der sein Glück im zunehmend städtischen Reykjavík sucht, aber von der Jagd träumt und dem isländischen Frühling: „Im Mai gibt es stille kleine Seen auf den Wiesen, wenn die Schneeschmelze spät eingesetzt hat. Gedichte werden gemacht, über das Sonnenlicht, die Schwermut und den Goldregenpfeifer, wie nirgends sonst auf der Welt, denn nirgends sonst kommt der Frühling so wie hier.“ Gogo ist die wohl-

**Wohin gehen wir, wenn wir uns selbst verlassen?**

habende, aber frustrierte Frau eines todkranken Mannes, der fern von Island in einem Sanatorium liegt, Ragnar in gewisser Weise ihr Erlöser, dem sie jedoch verschweigt, dass sie an den Wochenenden heimwehkranken US-Offizieren zu Diensten ist.

Das Buch von Indriði Thorsteinsson Roman zu nennen ist nicht ganz korrekt. Es handelt sich vielmehr um die Variation einer Shortstory, die der Autor in wenigen Wochen niederschrieb. In elf Kapiteln, wobei im ersten und letzten ein Erzähler das Wort führt, während die dazwischen liegenden Kapitel in Ich-Form aus Ragnars Sicht geschrieben sind, entfaltet sich die Liebesgeschichte zwischen zwei Entwurzelten im eigenen Land. Der Text war die erste literarische Veröffentlichung des 1926 geborenen Autors, der zunächst als Kraftwagenfahrer, später als Journalist gearbeitet hat.

In einer surrealen Szene begegnen sich Gogo und Ragnar das erste Mal tief in der Nacht; er ist mit dem Taxi zwischen dem Luftwaffenstützpunkt Keflavík und Reykjavík unterwegs, sie hat mit ihrem Buick eine Panne. Beide haben die Bahnen einer geordneten Existenz verlassen, um ihr Glück im dunklen Niemandsland aus flüchtigem Luxus und fader Beschäftigung zu suchen. Mit raschen präzisen Beschreibungen und Dialogen konturiert Thorsteinsson die Biografien, das atemlose Aufeinandertreffen, die sich entwickelnde Leidenschaft, das Scheitern durch Lüge und Betrug. Die Liebesgeschichte ist ein Film noir, in dem nur diejenigen Passagen vom Autor koloriert werden, die vom ursprünglichen Lebensglück in der Verbundenheit zur Natur erzählen. Darin zelebriert Thorsteinsson den isländischen Mythos des harten einfachen, aber zufriedenen Lebens, das von einer suspekten Moderne bedroht wird.

Das Einfache ist das Schwerste. Das gilt für das Leben und auch für das Schreiben. Ohne große Worte zu machen enthält dieses Buch von Indriði Thorsteinsson bereits ein großes Thema der isländischen Literatur: Wohin gehen wir, wenn wir uns selbst verlassen, wenn wir verleugnen, was uns wirklich glücklich macht? Etwas zu pathetisch in dieser funkelnden Erzählung ist nur das tragische Ende.

**Indriði G. Thorsteinsson: Taxi 79 ab Station.** Aus dem Isländischen von Betty Wahl. Transit Verlag, Berlin. 117 Seiten, 14,80 Euro.

## Was wären sie ohne den Hering?

**Entdeckung** Thórbergur Thórdarson malt ein Bild von „Islands Adel“: Bohemiens am Weltrand im Jahr 1912. Von Jürgen Verdofsky

Seit der Egil-Saga bleibt isländische Dichtung ein erprobtes Mittel, in rauer Welt zu überleben. Und immer gilt, ein Dichter ist ein Dichter, auch wenn er sein Glück „im Hering“ suchen muss, wie der Ich-Erzähler im Roman „Islands Adel“ von Thórbergur Thórdarson. Ein Gedicht von ihm, der ebenfalls Thórbergur heißt, kommt auf die Titelseite eines Reykjavíker Magazins, und schon gehört er zum Adel. Denn bei Anbruch der modernen Zeit am Weltrand, der Roman spielt 1912, zeigt sich „Islands Adel“ als vagabundierender Literatenhof. Das unwirtliche Land hat zu dieser Zeit kaum hunderttausend Einwohner, aber eine dichtende Boheme, aufsässig wie die Künstlermilieus im fernen Europa, dazu selbstgewiss bei jedem Wetter. Doch bei Geldmangel geht man klaglos zur Heringsverarbeitung, lebt überhaupt von einer Heringsssaison zur anderen. Der Hering bleibt die Antithese zur Literatur, aber alle leben ausschließlich von ihm.

Thórbergur Thórdarson, Bauernsohn vom Jahrgang 1888, zeigt sich sehr isländisch, eine Lebensgeschichte folgt der anderen. Das Ensemble ist kaum überschaubar. Jeder Seemann, Landwirt, Tabakhändler bekommt einen Namen samt angehängter kleiner Geschichte. Von den Literaten und ihrem Umfeld lernt man anekdotenreich eine ganze Generation kennen. Neu ist Thórbergurs Sicht auf die Inselwelt: Alles hängt zwar mit allem zusammen, kann sich aber durchaus in sein groteskes Gegenteil

verwandeln. Die Bohemiens flanieren „in lyrischer Verzücktheit“ durch die nordisländische Heringsstadt Akureyri, mit „tränersticker Stimme“ deklamieren sie, um bald wieder aus „elysischen Höhen in die stinkende Wirklichkeit“ zu fallen. Aber schnell zeigen sich wieder Kraft und Unschuld der Selbstbespiegelung. Der Dichter Stefán von Hvitadal findet Trost darin zu humpeln wie sein großer englischer Kollege Lord Byron.

Aus dem Abstand von 25 Jahren wird eine lebenspralle Farce erzählt: Wirkliches Überlebenstraining findet nicht am Heringsanleger, sondern im literarischen Betrieb statt. So sehr man sich auch beim Brennivín verbrüderet, um die Rangfolge ritter Islands literarischer Adel heftig. Nach einem Plagiatsvorwurf prügelt sich Thórbergur mit Stefán von Hvitadal, lässt aber sofort die Fäuste sinken, als zum Sahnequark gerufen wird. Der Ich-Erzähler sieht sich jetzt mit großer Genugtuung als Anführer der Bohemiens. Das hält nicht lange vor, man versöhnt sich, die Rangfolge wird neu gemischt. Elegien über das „gescheiterte Leben, verlorene Liebe“ und Wolkenträume „im Abendrot“ entstehen in Serie.

Die Anstrengungen der Literaten sind größer als die Gegenstände, die sie wählen. Natur bedeutet nichts, ihr ist man so unerbittlich ausgesetzt wie der „heringsversalzten“ Arbeitswelt. Was schmerzt, ist aus-

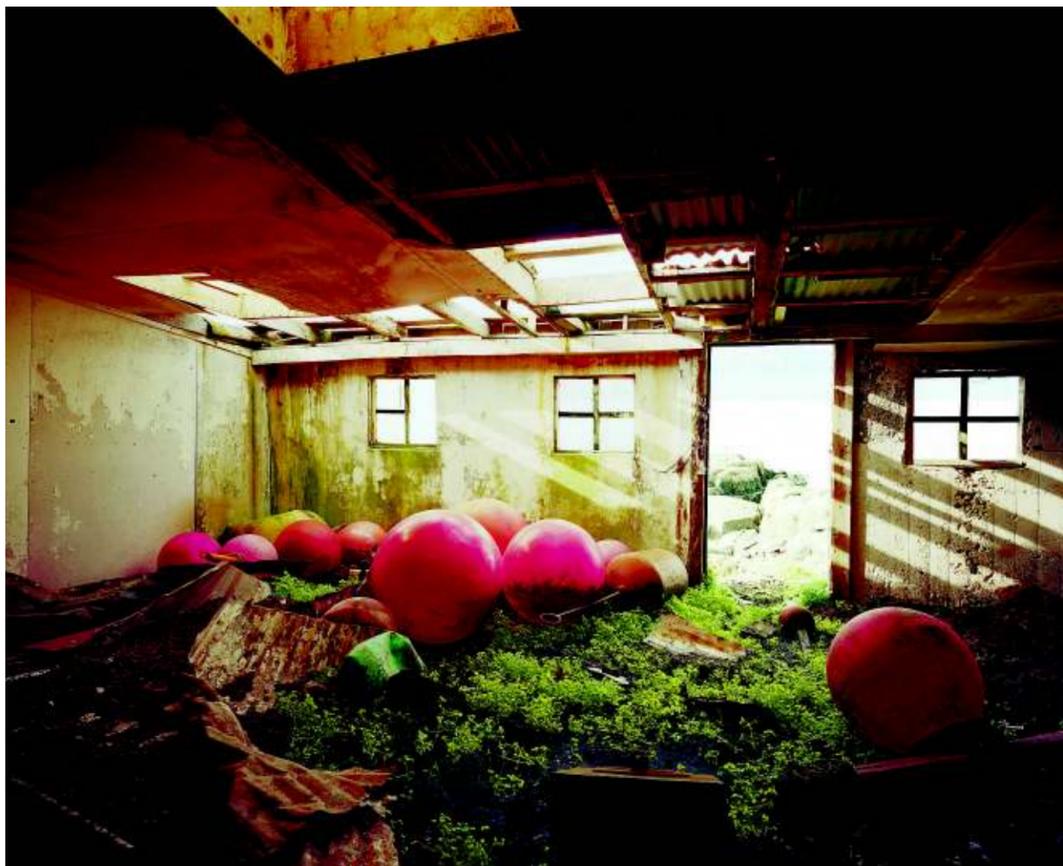
schließlich die Seele. Den Weltschmerz steigert man in impressionistischer Manier zu unbezwingbaren Qualen. „Hunde waren froh. Sokrates litt.“ Nichts schlimmer, als bei „schalumschlungenen“ Mädchen Erfüllung zu finden. Wie man sich im entscheidenden Augenblick seiner Geliebten entzieht, wird bei Thórbergur zum roten Faden. Hier zeigt er sich als großer Ironiker. Höhepunkt ist ein zwölf-tägiger Fußmarsch voller Strapazen durch Westisland, vom Norðurfjörður bis Reykjavík, um im neu geschneiderten Anzug der Geliebten auf abgelegtem Bauernhof zu huldigen, dann aber im letzten Moment kopflos auszuweichen. Für Dichter ist es schön, so zu leiden. Vielleicht entsteht eine Elegie oder mehr auf dem Papier. Aber

**Der Autor hat es verdient, endlich aus Laxness' Schatten zu treten.**

nach seiner Ankunft in Reykjavík wird Thórbergur für die Geliebte nur abschreiben, wenn auch mit „herzensreiner Hand“: Oscar Wildes „The Ballad of Reading Goal“.

Thórbergur Thórdarson blieb bis zu seinem Tod 1974 ein eigenwilliger Selbstdenker. Theosophie und Spiritismus, Yoga und Esperanto faszinierten ihn ebenso wie sozialistische Ideen. „Islands Adel“, erschienen 1938, gilt neben seinem Roman „Brief an Laura“ (1924) als Einzugs der Moderne in der isländischen Literatur. Mit dieser Übersetzung tritt er im deutschsprachigen Raum aus dem Schatten des übermächtigen Halldór Laxness.

**Thórbergur Thórdarson: Islands Adel.** Roman. Aus dem Isländischen von Kristof Magnusson. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main. 314 Seiten, 22,95 Euro.



## Bojen in einer Scheune

**Rückeroberung** Der Fotograf Olaf Otto Becker gibt in „Under the Nordic Light“ ausführlich Auskunft zu einzelnen Arbeiten, zu dieser von 2000 schreibt er nichts. Das Bild mit den reizvollen Farb- und Formkontrasten zwischen einfallendem Licht, den Bojen und dem wuchernden Grün ist das einzige wirkliche Interieur in der Reihe seiner Außenaufnahmen. Foto: Hatje Cantz

## Hier schreibt die Ehefrau der Ministerpräsidentin

**Schlachten** Jónína Leósdóttirs Roman „Am liebsten gut“ liest sich wie die Saga einer überforderten Heldin des Alltags. Von Ulrike Frenkel

Isländer, so will es die Legende, haben das Erzählen im Blut: Weil es auf ihrer abgelegenen Insel lange Zeit wenig andere kulturelle Abwechslung gab, weil im langen Winter die Dunkelheit drückend ist, weil sie auf der oralen Tradition der Sagas aufbauen können, die seit dem 13. Jahrhundert von Helden im Kampf mit ihrer Umwelt berichten. Darin geht es meist um die männliche Welt blutiger Schlachten bei der Verteidigung der Sippe, aber auch um die Vorstellungswelt der Menschen ihrer Zeit. Genau dieses Muster wendet die Journalistin und Schriftstellerin Jónína Leósdóttir in ihrem Roman „Am liebsten gut“ auf ein modernes Frauenleben in der Hauptstadt Reykjavík an.

Sie schreibt die Saga einer Überforderten. Ihre Hauptfigur Nína ist Anfang vierzig, übersetzt fürs Fernsehen, ist mit einem

Pfarrer verheiratet und hat eine rebellische zwanzigjährige und eine fröhliche, mit dem Down-Syndrom geborene fünfjährige Tochter. Dann sind da noch ihre egozentrische Schwester Sunna und ihr verwitweter Vater, der schon kurz nach dem plötzlichen Tod der Mutter eine zwanzig Jahre jüngere Freundin, Kristjana, gefunden hat. Das gefällt beiden Töchtern, wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise, gar nicht.

Nína will es dennoch ständig allen recht machen und versucht dauernd zu versöhnen, wo es geht. Ein grauenhafter Kampf wird das, wenn auch ohne Schlacht. Natürlich verliert die innerlich kochende Altruistin diesen Kampf, und sie lernt im Verlauf der weiter eskalierenden Ereignisse ziemlich viel über sich und die anderen.

Das klingt nach einem klassischen Frauenroman, zumal Jónína Leósdóttir gar

nicht heroisch erzählt, sondern selbstironisch und heiter bis zum Umfallen, wie es das Genre verlangt. Nína verletzt ihre Gegenspieler nicht, sie stopft ihren Frust mit Fett und Süßem zu, übernimmt Jobs, die sie eigentlich nicht machen will, und sagt oft nicht, was sie eigentlich wirklich will. Und doch ist „Am liebsten gut“ auch ein Gesellschaftsroman, denn er erzählt von einer Welt voller starker Frauen, denen ihre Männer längst nicht mehr das Wasser reichen können und die dadurch zwar freier, oft aber auch über die Maßen beansprucht sind.

Während Nínas Mann von einem Gott predigt, der auf ihre Fragen keine Antworten hat, gehört Sunnas Angetrauter als Banker zu denen, die ihr Land durch verbrecherische Spekulation in den Abgrund der Krise reißen, die Island bekanntermaßen hart getroffen hat. Der Alkohol, den Nína schluckt, um ihren Alltag zu ertragen, verbessert ihre Lage kaum. Übernahme nicht am Ende Kristjana eine Art mütterlicher Rolle, gäbe es vielleicht keine Hoffnung.

Interessant ist diese Wendung des Romans auch, weil nicht irgendjemand, sondern Islands amtierende First Lady sie einführt. Jónína Leósdóttir hat nach einer ersten Ehe mit Mann und Kind Jóhanna Sigurdóttir geheiratet, die in erster Hetero-Ehe zwei Söhne großzog und seit 2009 als weltweit erste lesbische Ministerpräsidentin amtiert. Sie ist also eine offizielle Repräsentantin ihres fortschrittlichen Landes.

Leider schrappt die Autorin an manchen Stellen so gutmütig wie oberflächlich über die wirklich wunden Punkte im Leben ihrer Hauptfigur weg, und leider hat Tina Flecken das Buch teilweise ziemlich schlampig und nicht so scharf wie nötig übersetzt. Dennoch kann man „Am liebsten gut“ als bedenkenswerte Botschaft aus einer emanzipierten Zone lesen, in der auch nach veränderter Machtverteilung im Privaten viele Frauen offenbleiben.

**Jónína Leósdóttir: Am liebsten gut.** Aus dem Isländischen von Tina Flecken. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln. 298 Seiten, 16,99 Euro.

## Zombie-Kampf mit Reim und Rhythmus

**Zwischenzeit** Sjóns „Gleißer der Nacht“ ist ein echt sagenhaftes Buch. Von Barbara Schaefer

Sjóns Roman „Das Gleißer der Nacht“ gestattet keinen leichten Zugang. Vor allem am Anfang geht es karg zu wie bei einer Wanderung über die isländische Hochebene. In einem Vorspiel des Romans tritt Luzifer als eitler, um die Liebe des Vaters buhlender Sohn auf. Er wird aus dem Himmelreich verstoßen und verspricht, dem Menschen zu zeigen, was er vom Menschen hält. Das erfährt man dann.

Der eigentliche Roman spielt im 17. Jahrhundert, Erzähler ist Jónas Pálmason, Gelehrter, Runenkundler, Dichter, Naturwissenschaftler und Heiler – mit der Tendenz zum fummelnden Frauenheiler. Jónas Pálmason ist intelligent und seiner Zeit voraus, im Wissen und Denken. Denn die Zeiten sind hart und wild. Island wird unterjocht von den Dänen. Es ist eine Zwischenzeit, zwischen Mystik und Naturwissenschaft, zwischen kühlem Protestantismus und ungestümer Heiligenverehrung.

Jónas bevorzugt das Mariengedicht, und er kennt auch das verborgene Volk, das in Islands Erdspalten lebt, von Adam gezeugt, als er es einem Narziss gleich mit seinem Schatten trieb. Von solcher Art ist Sjóns Text, mal biblisch, mal derb. Die Sprache mäandert, manchmal findet sich seitenlang nirgends ein Absatz. Ein Satz kann lange um ein Thema kreisen, was sich durchaus vergnüglich liest. Der frisch erschaffene Adam etwa ist den vier Elementen und dem „Weltenlehm“ noch nah, „Meerwasser schwappte in seinem Blut“, Wurzelenenden flochten sich um seine Sehnen, und der Samen, der „in seinen Hoden zum Leben erwachte, war zäh und elastisch wie Spinnenseide“.

Jónas der Gelehrte eckt an, hat Feinde, wird verbannt an den Rand seiner Heimat, soll wie Prometheus „an eisige Küsten geschmiedet“ seine Tage vollenden. Als junger Mann hat er eine Sonnenfinsternis erlebt. Schrecken erfasste die Menschen – bis auf ein junges Mädchen, das das Phänomen vorausgesehen, genauer: vorausberechnet hatte. Sie ist ihm ebenbürtig, sie wird seine Frau und folgt ihm in die Verbannung. In seiner Verbannung erinnert sich der Held an bessere Tage. Um einen veritablen Wiedergänger zu besiegen, reiste Jónas zusammen mit einem Gönner zu den Westfjorden...

In diesem spätmittelalterlichen Roadmovie lässt es der Autor richtig krachen, derbe geht es zu, alle Körperflüssigkeiten kommen zum Einsatz. Da haben sich Milben und Würmer im Zahnfleisch eingemischt, Eiter spritzt. Und Jónas taumelt durch diese Welt und denkt an nichts anderes, als sich mit seinem Reisefreund einen Dichtertwettstreit zu liefern.

Die Begegnung mit dem Untoten, einem Pfarrerssohn, wird zu einem unappetitlichen Gothic-Stück, herrlich und grausig. Die Freunde bringen die Leiche schließlich zur Strecke, damit der geplagte Ruhelose „die richtige Vitrine im Kuriositätenkabinett der Welt“ finde. Es gelingt ihnen dank „Reim und Rhythmus“. Jónas, vulgo Sjóns, feiert die Kraft des Wortes, der Sprache.

Eingestreuert in den Handlungsablauf sind schmale Texte über Fauna und Flora. Sie lesen sich wie Passagen aus einem alttümlichen Lexikon; vom Buckelwal ist etwa zu erfahren, er sei von allen nicht essbaren Walen der gefährlichste, „sein Kopf ist über und über mit Miesmuscheln bedeckt. Er wird gut sechzig Ellen lang.“ Jónas und Wal – am Ende werden die beiden noch einmal miteinander zu tun haben.

Einfach zu verstehen ist das alles nicht, auch nicht, als Jónas seine Vision bekommt, eben im „Gleißer der Nacht“. Biblisches und die Ordnung der Welt vermischen sich, aber immerhin löst Jónas der Gelehrte das Rätsel des mythischen Einhorn – in einem Weltengelächter.

Es gab ein reales Vorbild für die Figur des Jónas, er hieß Jón Guðmundsson. Das überlieferte Material habe er, schreibt Sjóns, „mit der Verantwortungslosigkeit und Sorglosigkeit“ behandelt, die den Dichter vom Wissenschaftler unterscheidet.

Sjóns, geboren 1962, der eigentlich Sigurjón B. Sigurdsson heißt, schreibt außer Romanen auch Gedichte, er verfasste die Songtexte zu Lars von Triers Film „Dancer in the Dark“. Sein „Gleißer der Nacht“ ist ein Schelmenstück, brutal und poetisch. Es entspricht ganz dem Motto des Gastlandauftritts auf der diesjährigen Frankfurter Buchmesse: „Sagenhaftes Island“.

**Sjóns: Das Gleißer der Nacht.** Roman. Aus dem Isländischen von Betty Wahl. S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main. 282 Seiten, 18,95 Euro.